Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 18 (2007)

Artikel: Der Sprachwechsel im Domleschg und am Heinzenberg (19. und 20. Jahrhundert)
Autor: Kundert, Mathias
Kapitel: 4: Mögliche Ursachen der Germanisierung
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939162

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in Frage gestellt werden, doch scheinen ihre Stimmen vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit gefunden zu haben. Das geschundene sprachliche Selbstbewusstsein der meisten Einheimischen, samt den Gemeinde- und Schulräten, war anscheinend höchstens durch den schmeichelhaften Zuspruch von aussen zu wecken.

4. MÖGLICHE URSACHEN DER GERMANISIERUNG

4.1 Geografisch-sprachliches Umfeld

Die Region Domleschg/Heinzenberg war schon seit der Römerzeit eine Transitregion und kann seither in keiner Epoche als abgelegene oder gar isolierte Talschaft bezeichnet werden. Seit dem Verschwinden der Sprachen der vorrömischen Bewohner Graubündens und bis ins 14. Jahrhundert befand sie sich dennoch relativ weit entfernt von der nächsten Sprachgrenze. Im Norden machte das Deutsche zwar stetige Fortschritte rheinaufwärts, aber das überregionale Zentrum Chur war – mit Ausnahme des Adels und des Bischofshofes – noch fest in romanischen Händen. Im Südwesten erreichte man erst nach einer beschwerlichen Reise durch die Viamalaschlucht und über verschiedene Gebirgspässe die Alpensüdseite, wo sich die ebenfalls neulateinischen lombardischen Dialekte herausgebildet hatten.

Einen ersten kleinen Riss bekam die sprachliche Homogenität im 14. Jahrhundert, als zuoberst am Heinzenberg die Walsersiedlung Tschappina entstand. Mit Sicherheit viel einschneidender war jedoch die Germanisierung von Chur in den beiden folgenden Jahrhunderten, obwohl der zwischen dem Domleschg und Chur liegende Imboden mit Rhäzüns, Bonaduz und Domat/Ems noch lange mehrheitlich romanisch blieb. Die schmerzhafteste Zäsur für das Romanische am Hinterrhein war – vor der Germanisierungslawine des 19. und 20. Jahrhunderts – der Verlust von Thusis im 16. Jahrhundert.

Somit gab es drei geografische «Angriffspunkte» von deutschsprachiger Seite. Das kleine Bergdörfchen Tschappina war wohl nur für die unmittelbare Nachbarschaft von Belang; zum deutschsprachigen Chur pflegte eine Mehrheit der Domleschger und Heinzenberger Bevölkerung für lange Zeit zwar auch nicht viel Kontakt, aber für Händler, Fuhrleute und Marktgänger waren Deutschkenntnisse aufgrund der nahen Stadt wohl schon früh ein Vorteil. Am

einschneidendsten musste sich allerdings die Präsenz eines deutschsprachigen Marktfleckens inmitten eines sonst romanischsprachigen Tals auswirken. Eine Germanisierungswelle konnte indes auch der Sprachwechsel in Thusis nicht auslösen; nur gerade Masein dürfte im direkten sprachlichen Sog des grösseren Nachbarn das Romanische aufgegeben haben. Thusis, der grösste und wichtigste Ort der Gegend, sprach noch für mehr als drei Jahrhunderte eine andere Sprache als die allermeisten übrigen Dörfer im Tal! Die vielseitigen Kontakte mit der deutschsprachigen Nachbarschaft hatten aber für die romanischen Gemeinden zur Folge, dass eine konstante Minderheit der Bevölkerung stets auch Deutsch konnte.

Aus den hier zusammengefassten Fakten ergibt sich zwar eine sprachgeografische Situation, welche die Voraussetzungen für einen späteren grossräumigen Sprachwechsel in sich trägt. Die lange, relativ stabile Koexistenz anderssprachiger Nachbargemeinden beweist indes, dass die geografische Nähe zum Deutschen allein keine derart drastische Germanisierung zeitigen konnte, wie sie in den vergangenen zwei Jahrhunderten dennoch stattgefunden hat. Noch augenfälliger ist das Beispiel von Domat/Ems: Diese Nachbargemeinde von Chur, die übrigens auf der Bergseite auch an Feldis im Domleschg grenzt, wies bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts eine starke romanische Mehrheit auf – ein halbes Jahrtausend unmittelbarer Nachbarschaft zu einem deutschsprachigen Zentrum hatte die Sprachverhältnisse im Dorf praktisch unberührt belassen! Die katholische Ortschaft war nämlich nicht nur landwirtschaftlich autark, sondern auch gross genug, um nicht von den Handwerkern aus dem reformierten Chur abhängig zu sein.

4.2 Herrschaftsverhältnisse im Ancien Régime

Ein sehr früher Bezug zum deutschsprachigen Norden entwickelte sich seit dem 9. Jahrhundert aus den politischen Herrschaftsverhältnissen im Bistum Chur; seit jener Zeit wuchs der Einfluss der neuen deutschsprachigen Elite rasch an[370]. Auch im Domleschg waren die Feudalherren in der Regel Alemannen, was sich nicht zuletzt in den Burgnamen widerspiegelt[371]. Die feudalen Herrschaftsrechte

[370] Vgl. Einleitung S. 9f.
[371] Planta (1938).

hatten zwar lange Bestand – am Heinzenberg und im Innerdomleschg teilweise bis 1709, ansonsten bis ins 16. Jahrhundert – doch der sprachliche Einfluss der kleinen Oberschicht war unbedeutend und beliess die Mehrheitsverhältnisse in den Dörfern während der ganzen Feudalzeit. Die einzige Ausnahme bildete Fürstenau: Der dortige bischöfliche Hof brachte wohl ungleich mehr auswärtiges Personal ins Domleschg als die übrigen feudalen Besitztümer in der Region, und das Deutsche dürfte in Ohren der Fürstenauer Romanen schon seit dem Mittelalter nicht mehr fremd geklungen haben. Zusammen mit der verkehrstechnischen Lage lässt dies die frühe Germanisierung von Fürstenau einleuchtend erklären. Zwar brachten die feudalen Strukturen auch die übrigen Dörfer des Tals in Kontakt mit der deutschen Sprache; da aber die Feudalherren ihre Ländereien oftmals schon Jahrhunderte vor dem Beginn der Germanisierung der jeweiligen Dörfer verloren hatten, kommen die alten Herrschaftsverhältnisse als direkter Auslöser der Germanisierung ebenfalls nicht in Frage.

4.3 Wirtschaftsstrukturen und Mobilität

Von alters her waren die meisten Landschaften Graubündens weitgehend von Selbstversorgung geprägt. Nur in wenigen Orten wurde das Dorfleben vom Kontakt mit der Aussenwelt beeinflusst – so zum Beispiel entlang der Transitrouten oder in regionalen Zentren mit ihren Handwerkern und Märkten. Die allermeisten Dörfer Graubündens waren allerdings mehr oder weniger autark und mussten daher nur wenige Güter von auswärts beziehen. Lediglich Salz und Wein sowie gewisse für den Hausbau benötigte Waren fanden in grösseren Mengen mittels Tauschhandel den Weg in die Bauerndörfer. Die Einwohner der höher gelegenen Bergdörfer tauschten darüber hinaus lokale Erzeugnisse gegen das Getreide der weiter unten lebenden Nachbarn. Eine nennenswerte Mobilität der Bevölkerung ergab sich hieraus freilich nicht; wenige Händler und Kaufleute befriedigten in der Regel die bescheidenen Importbedürfnisse der bäuerlichen Bevölkerung.[372]

Auch am Hinterrhein dürfte es zur Zeit des Ancien Régime nicht viel anders ausgesehen haben. Da vor allem das Domleschg von einem verhältnismässig milden Klima profitierte, wurde sogar in den Berggemeinden Getreide angebaut, und die Dörfer im Tal konnten bisweilen Überschüsse ihrer reichlichen Obstern-

[372] Sartorius (1900:73).

te exportieren[373]. Einzig das regionale Zentrum Thusis sowie – in geringerem Masse einige Ortschaften an den Transitrouten – waren wirtschaftlich weniger autark. Als Zentren des Handwerks, des Gastgewerbes und der Fuhrhalterei waren diese stärker von der Aussenwelt abhängig als die Bauerndörfer. Eine der wenigen Gelegenheiten für die bäuerliche Bevölkerung, die deutschsprachige Nachbarschaft zu besuchen, bildeten die Viehmärkte. Zumindest im Domleschg bestritten jedoch viele Bauernbetriebe ihren Lebensunterhalt nicht in erster Linie mit Viehwirtschaft, sondern mit Obst- und Ackerbau. Darüber hinaus waren die Handelspartner der Viehbauern am Thusner Markt wohl bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts hauptsächlich ebenfalls Rätoromanen aus den Nachbardörfern – und auch in Chur war das Deutsche mit Sicherheit nicht die einzige Marktsprache.

Es stellt sich nun die Frage, ab welchem Zeitpunkt die archaischen, auf Selbstversorgung ausgerichteten Wirtschaftsstrukturen zerstört wurden, und welchen Einfluss dies auf die Kontakte der Landbevölkerung mit ihrer weiteren Umgebung hatte. Die Veränderungen der traditionellen Wirtschaftsstrukturen stehen im Mittelpunkt der Analyse zur Germanisierung der Rätoromanen von Sartorius von Waltershausen[374]; zur Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts schrieb er[375]:

> *Im Anfang unseres Jahrhunderts wirtschafteten die Graubündner Bauern noch vorwiegend in der Betriebsweise der Eigenproduktion, d. h. bei Weitem das meiste von dem, was sie verbrauchten, war durch die eigene Wirtschaft in natura erzeugt worden. Dahin gehörten zunächst die Lebensmittel, die Produkte des Landbaus und der Viehzucht. Der Landwirt und Hirt war aber auch Metzger und Zimmermann, im Winter verfertigte er Milchgeschirre, Schlitten, Holzschaufeln, Griffe und Stiele zum eisernen Handwerkszeug. Die Wohnung errichtete er aus eigenem Material mit Unterstützung seiner Nachbarn.*

---

[373] HLS-Artikel *Domleschg* 19/04/05, von Jürg Simonett.

[374] Auch bei Scheuermeier (1948:8f.) steht *moderner Verkehr und Bevölkerungsverschiebung* bei den Gründen der Germanisierung an erster Stelle; die These wird dort jedoch kaum erhärtet.

[375] Sartorius (1900:72).

Es folgen in der Aufzählung zahlreiche weitere dörfliche Erzeugnisse, welche die Abhängigkeit der Bauerngemeinden von den regionalen und überregionalen Zentren über Jahrhunderte hinweg gering hielten. Solche auf Eigenproduktion gründende Wirtschaftsstrukturen brachten unwillkürlich eine geringe Mobilität der Bevölkerung mit sich, die durch gebirgige Topografie und raues Klima weiter eingeschränkt wurde:

> *Die geografische Gestaltung des Landes, der Mangel an schiffbaren Strömen, die hohen Bergketten, welche Thal von Thal trennen, die Schwierigkeit des Wegbaues zwischen oberer und unterer Thalsohle, die langen Winter, welche die Pässe mit Schnee bedecken und verschließen, die kurzen Sommer, welche die Dorfbewohner über die Alpen zerstreuen, die Dörfer veröden lassen, wenn der Verkehr von außen her am leichtesten stattfinden könnte, dies alles war ein Bollwerk für ein äußerst konservatives Wirtschaften. Dass die geschilderten Zustände des isolierten Dorflebens früherer Zeit für die Erhaltung alter Sitten, der hergebrachten Lebensanschauung, der gewohnten Sprache in hohem Grade günstig waren, ist sehr begreiflich.* [...] *In den romanischen Landesteilen fehlte daher im allgemeinen das wirtschaftliche Bedürfnis für die Erlernung des Deutschen.*[376]

Gemäss Sartorius von Waltershausen waren diese jahrhundertealten Wirtschaftsformen erst im 19. Jahrhundert tiefergreifenden Veränderungen unterworfen:

> *Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich nun im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der Weise verändert, als erstens die Eigenproduktion mehr und mehr eingeschränkt worden ist, was zuerst und vor allem in den Hauptthälern und größeren Ortschaften stattgefunden hat, und die verkehrsmäßige oder Warenproduktion an ihre Stelle getreten ist; als zweitens, was damit Hand in Hand gegangen ist, der Naturaltausch der Geldwirtschaft fast ganz gewichen ist; als drittens die kapitalistische Betriebsweise die entscheidende Form des Wirtschaftslebens geworden ist.*[377]

---

[376] Sartorius (1900:73).
[377] Sartorius (1900:74).

Sartorius von Waltershausen meint, dass sich die Verhältnisse *in wirklich auffälliger Weise aber doch erst in den letzten 30 Jahren*[378] gewandelt hätten – also ab den 1870er-Jahren. Er bezieht sich dabei, wie auch in den zuvor zitierten Passagen, jeweils auf ganz Romanischbünden. Vergleicht man diese Einschätzung mit den Daten zum Ausbau der Verkehrswege im Domleschg und am Heinzenberg, so gelangt man zu einem ähnlichen Ergebnis[379]: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam die Heinzenberger Seite des Hinterrheins zu einer Fahrstrasse; diese erschloss jedoch erst die Gemeinden Cazis und Thusis. Die Dörfer am Berg mussten sich noch lange Jahrzehnte gedulden; Sarn und Tartar erhielten 1894, Präz erst 1904 eine Fahrstrasse. 1869 entstand die Strasse von Sils her durch die Schynschlucht, und 1873 bekam Scharans Anschluss an die Talstrasse. Die Verbindungsstrasse durch die Hügellandschaft zwischen Rothenbrunnen und Fürstenau wurde erst 1897 fertiggestellt, die Bergdörfer mussten sogar bis ins 20. Jahrhundert hinein auf den Ausbau ihrer Zugangswege warten: Feldis und Scheid wurden 1904 erschlossen, Trans erst 1922. Die Eisenbahnlinie von Chur nach Thusis wurde 1896 eröffnet und tangierte mit ihren Haltestellen am unteren Heinzenberg Cazis, Realta und Thusis. Dabei brachten die Bauarbeiten für das Schienennetz bereits in den Jahren zuvor viele Auswärtige in die Gegend.

Die Reihenfolge der verkehrstechnischen Erschliessung ähnelt in auffallender Weise derjenigen der Germanisierung und scheint dieser jeweils etwa ein halbes Jahrhundert vorauszueilen; zwar lässt sich der im Vergleich zum Domleschg frühe Rückzug des Romanischen am Heinzenberg auch mit der grösseren Nähe zum deutschsprachigen Thusis in Verbindung bringen; im Falle von Cazis jedoch war die bessere Erschliessung zweifellos ein Hauptgrund für die Germanisierung – entweder direkt durch den Durchgangsverkehr und den sich daraus ergebenden intensiveren Kontakt mit Deutschsprachigen oder aber indirekt dank der verkehrstechnischen Attraktivität der Ortschaft für überregionale Einrichtungen und der daraus resultierenden Zuwanderung. Auf der Domleschger Seite sticht der Zusammenhang zwischen der verkehrstechnischen Erschliessung und der Germanisierung noch deutlicher hervor. Zugegeben, für die Erklärung der Germanisierung erscheint der Mobilitätsgrad der Dorfbevölkerung bedeutsamer als das Baujahr einer neuen Strasse. Doch in diesem Zusammenhang bildete dieses den einzigen sicheren Anhaltspunkt, denn die verkehrstechnische Erschliessung

---

[378] Sartorius (1900:73).

[379] Die folgenden Informationen waren bereits detailliert den einzelnen Gemeindebeschreibungen unter Punkt 2.3 zu entnehmen; ebenso die Referenzen.

eines jeden Dorfes dürfte tatsächlich die Mobilität der Bevölkerung schnell und grundlegend erleichtert haben.

Eng mit der Mobilität verknüpft sind weitere Neuerungen des 19. Jahrhunderts bezüglich der überregionalen Organisation[380]: Seit 1803 ist der Kanton Graubünden ein Teil der mehrheitlich deutschsprachigen Schweiz, und seit der Bundesverfassung von 1848 gewann die Eidgenossenschaft mehr und mehr Einfluss auf die verschiedensten Lebensbereiche ihrer Einwohner – also auch der Romanen. Spätestens seit der Einführung des obligatorischen Militärdienstes waren die meisten jungen Männer Romanischbündens gezwungen, sich für längere Zeit in einem sprachlich mehr oder weniger fremden Umfeld zu bewegen. Aber auch das laufend verdichtete Netz der Post, in geringerem Umfang auch der Eisenbahn, setzten die romanischen Gebiete einem wachsenden Einfluss des Deutschen aus; von einem Bahnhofvorstand oder einem Posthalter wurde kein Romanisch verlangt, wohl aber gute Deutschkenntnisse, denn der Arbeitswortschatz war ausschliesslich deutsch. Durch die Präsenz dieser Strukturen in den einzelnen Ortschaften häuften sich in der Folge die Anwendungsmöglichkeiten des Deutschen und verstärkte sich der sprachliche Anpassungsdruck auch auf die Landbevölkerung. Im Weiteren begaben sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer mehr junge Leute für ihre Ausbildung in deutschsprachige Zentren – sei es für eine Lehre oder aber für weiterführende Schulen. Dort waren und sind sie fast immer gezwungen, sich des Deutschen zu bedienen.

Wenn nun aber die seit dem 19. Jahrhundert gesteigerte Mobilität der Hauptgrund für den Sprachwechsel war, weshalb überrollte dann die gleiche Germanisierungslawine im Anschluss an die Sutselva nicht mit derselben Geschwindigkeit die übrigen romanischen Talschaften des Kantons? Ein Faktor, der die Sprachlandschaft Domleschg/Heinzenberg stärker exponierte als andere Gegenden war zum einen die geografische Nähe zu deutschen Orten, zum andern die lange Zeit schwache, aber stete Präsenz des Deutschen als Sprache der Reichen und Gebildeten. Ohne den Faktor Mobilität hatte das Deutsche so über Jahrhunderte hinweg keine Chance, in den Bauerndörfern das Romanische zu bedrängen. Das Deutsche galt dank der sozialen Position auch am Hinterrhein als prestigeträchtig, und zum Zeitpunkt, da Deutschkenntnisse einer Bevölkerungsmehrheit allmählich zu wirtschaftlichem Nutzen verhalfen, war der Klang dieser Sprache in den meisten Gemeinden kein wirklich fremder

[380] Sartorius (1900:100–110).

mehr. Erst die Kombination von geografischer Nähe zu deutschen Ortschaften, bescheidenem aber stetem Kontakt mit dem Deutschen und verhältnismässig rasantem wirtschaftlichem und verkehrstechnischem Wandel konnte eine derart schnelle Germanisierung auslösen, wie sie im Domleschg und am Heinzenberg stattgefunden hat.

In einer ähnlichen Lage befand sich zur gleichen Zeit höchstens der Bezirk Imboden, wo allerdings die sprachlichen Entwicklungen in den einzelnen Gemeinden – Domat/Ems, Bonaduz, Rhäzuns, Trin und Flims – sehr unterschiedlich verliefen und sich kaum zu einem einheitlichen Bild zusammenfügen lassen[381]. Später als in der Sutselva, aber in der Anfangszeit rasanter, zeigte sich die Germanisierung im geografisch weiter von Deutschbünden entfernten Oberengadin, wo vor allem der seit den 1860er-Jahren aufkommende Fremdenverkehr und die damit verbundene Zuwanderung das Romanische in Bedrängnis brachten[382].

4.4 Bevölkerungsverschiebungen

Eng mit der Problematik des wirtschaftlichen Strukturwandels und der aufkommenden Mobilität verbunden sind die Bevölkerungsverschiebungen: Im Domleschg und am Heinzenberg bedeutet dies in erster Linie Zu- und Abwanderung sowie Einheirat. Ein Wohnortswechsel aus beruflichen oder familiären Gründen wurde durch die besseren Verkehrsverbindungen und den damit intensiveren Kontakt zwischen den Dörfern und Tälern erleichtert.

Die Region Domleschg/Heinzenberg war bis ins 20. Jahrhundert hinein vor allem von Auswanderung betroffen – sei es in die Deutschschweiz, nach Preussen oder nach Übersee, und in einigen Bergdörfern hat sich der Trend zum Weg-

---

[381] Felsberg und Tamins sind seit Jahrhunderten deutschsprachig. In Domat/Ems wurde das Romanische im Zuge der Industrialisierung (Ems-Chemie) in die Minderheit abgedrängt. In Trin wurde die angestammte Sprache wohl auch unter dem Einfluss des bislang einzigen rätoromanischen Bundesrats, des Trinsers Felix Calonder, als Schulsprache beibehalten. Die Germanisierung von Bonaduz scheint durch den Dorfbrand von 1908 entscheidend beschleunigt worden zu sein, vgl. Cavigelli (1969). Im Nachbardorf Rhäzüns errang das Deutsche erst mehr als ein halbes Jahrhundert später die Mehrheit. In Flims behielt das Romanische bis zur Mitte des Jahrhunderts ebenfalls die Mehrheit, um dann im Zuge der touristischen Entwicklung umso rasanter zu verschwinden (vgl. hierzu Volkszählungen sowie Gemeindeartikel im HLS).

[382] Ober-Engadin (1983:49f.) sowie Volkszählungen.

zug bis heute fortgesetzt. Obwohl einige Gemeinden wie Cazis, Sils, Fürstenau oder Pratval bereits im 19. Jahrhundert durchaus eine gewisse Zuwanderung aus wirtschaftlichen Gründen verzeichneten[383], waren die meisten Dörfer bis vor kurzem für Zuzüger nicht sehr attraktiv, und die Talschaft als Ganzes war keine typische Zuwanderungsregion. Aufgrund des hohen Prestiges, das die deutsche Sprache schon im 19. Jahrhundert genoss, konnte jedoch mancherorts möglicherweise schon eine einzige deutschsprachige Familie die absolute Vorherrschaft des Romanischen im Dorf in Frage stellen. Sobald die jeweilige Dorfbevölkerung mehrheitlich über gute Deutschkenntnisse verfügte – und dies war aufgrund der teilweise oder vollständig germanisierten Primarschulen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr die Regel –, verschwand der sprachliche Anspassungsdruck gegenüber den erwachsenen Zuzügern; nur deren Kinder lernten noch Romanisch, solange es als Gassensprache bestand. Ein in Romanischbünden auch heute weit verbreiteter Mechanismus konnte seine Wirkung nun voll entfalten: Ein Gespräch unter Romanen kippt sofort ins Deutsche, sobald ein Nicht-Romane hinzustösst[384]. Auf diese Weise bedurfte es gar keiner zahlenmässig starken Einwanderung von Deutschsprachigen, um die romanische Mehrheit zum regelmässigen Gebrauch des Deutschen zu bewegen. Möglich war dies allerdings nur, weil die einheimische Bevölkerung der eigenen Sprache gegenüber gleichgültig eingestellt war und das Deutsche als Erfolg versprechend und erstrebenswert erachtete.

Spricht man mit heutigen Domleschger Romanen, so wird man im Zusammenhang mit den Ursachen der Germanisierung immer wieder auf den einen Aspekt der Zuwanderung aufmerksam gemacht: Auf den Sprachwechsel – zumindest in den letzten romanischen Hochburgen Feldis, Scheid, Trans und Präz – übten offensichtlich eingeheiratete Deutschschweizerinnen erheblichen Einfluss aus. Otto Paul Tscharner schrieb diesbezüglich über Feldis:

> *Deutschsprechende Zuwanderer haben in Feldis, von lediglich zwei Ausnahmen abgesehen, zeitlebens nicht Romanisch gelernt und gesprochen* [...] *Zu einem guten Teil betrifft dies Frauen, die durch Eheschliessung mit einem Einheimischen hier herauf kamen.*[385]

---

[383] Vgl. Gemeindebeschreibungen unter Punkt 2.3 sowie Volkszählungen (Kategorie *Ortsfremde*).

[384] Vgl. PHONOGRAMM (1978/79:Mantognal 6_2).

[385] TSCHARNER (1983:46).

Tscharner machte den Frauen keinen Vorwurf und meinte sogar, die meisten von ihnen seien durchaus anpassungsfreudig gewesen – aber die meisten Einheimischen wollten ja eben, dass die Zuzügerinnen Deutsch, und nur Deutsch redeten. Eine der beiden angesprochenen Ausnahmen ist die gebürtige Zürcherin und ehemalige Gemeindepräsidentin Gisula Tscharner-Meyer. Auf welche Schwierigkeiten sie bei ihrem Interesse für das Romanische stiess, illustriert eine Anekdote: Ihre romanischsprachige Schwiegermutter weigerte sich über Jahre hinweg, mit ihr Romanisch zu sprechen und antwortete immer nur auf Deutsch! Das Romanische sei ja eh nichts wert und nur ein Hindernis im Leben[386].

Wie gewichtig der sprachliche Einfluss einer einzigen deutschsprachigen Frau sein kann, brachte schon Scheuermeier auf den Punkt:

> *Sehr häufig stellt mit Erscheinen der deutschen Frau die ganze romanische Familie auf Deutsch um.*[387]

Auch auf der anderen Talseite sah es nicht viel anders aus, wie Clau Solèr und Theodor Ebneter zu Beginn der 1980er-Jahre feststellten:

> *Heiraten zwischen romanischen Heinzenbergern und Frauen aus der deutschen Nachbarschaft sind häufig. Da sich die Kinder im Vorschulalter sprachlich zuerst nach der Mutter ausrichten, hätten deutschsprachige Mütter schon seit langem die Germanisierung stärker fördern können. Bis 1900 entstand aus dieser Situation aber keine Gefahr für das Romanische, denn spätestens auf der Strasse lernten die Kinder, die zu Hause Deutsch sprachen, Romanisch, sodass in den meisten Fällen die zugewanderte deutschsprachige Mutter von ihren Kindern wenigstens zum Teil die Sprache der Dorfbewohner erlernte.*[388]

Das Ergebnis war somit ein rasch wachsender Anteil an Zweisprachigen an der Dorfbevölkerung, und nach dem Kippen der Gassensprache war der Niedergang des Romanischen nicht mehr aufzuhalten. Der ehemalige regionale Mitarbeiter der Lia Rumantscha für die Sutselva, Bartolome Tscharner, vertritt die Ansicht, dass sich Zweisprachige in den romanischen Dorfgemeinschaften in der Regel

---

[386] Tscharner (2005).
[387] Scheuermeier (1948:10).
[388] Solèr/Ebneter (1983:29).

wie Deutschsprachige verhielten[389]. Zumindest lehrte ihn dies die eigene Erfahrung aus seinem Heimatdorf Trans, wo die zur Zeit des Ersten Weltkriegs geborene Generation später im Dorf insgesamt neun Familien gründete. In deren sieben kam der eine Partner von auswärts, und in nur einer dieser sieben Familien war das Romanische die Hauptsprache – in derjenigen von Bartolome Tscharner. Da die zweisprachig aufgewachsenen Kinder auf der Gasse das Deutsche bevorzugten, genügte das Heiratsverhalten einer einzigen Generation, das kleine, noch durch und durch romanische Dorf in ein deutschsprachiges zu verwandeln. Bereits seit den 1970er-Jahren ist die Dorfjugend daher nicht einmal mehr imstande, Romanisch auch nur zu verstehen.

Auch wenn Trans ein sehr krasses Beispiel darstellt, so ist für andere Gemeinden anzunehmen, dass das Deutsche auch familiärer Bande wegen seit vielen Jahrzehnten nicht mehr als etwas Fremdes angesehen wurde – in den Talgemeinden und am Heinzenberg wohl bereits im 19. Jahrhundert[390].

Vergleicht man den statistischen Rückgang des Romanischen in der Sutselva zwischen 1860 und heute mit der Entwicklung in anderen Regionen, insbesondere im Oberengadin, so stellt man einen interessanten Unterschied fest: Während das Oberengadin in der Zeit um 1900 bereits deutlich stärker germanisiert war als das Domleschg und der Heinzenberg, so trifft heute das Gegenteil zu – im Oberengadin hat sich das Romanische weitaus besser halten können; und dies trotz des enormen Einflusses des Tourismus, der seit bald anderthalb Jahrhunderten den obersten Teil des Engadins Jahrzehnt für Jahrzehnt mehr in Beschlag nimmt. Nicht zuletzt deshalb verzeichnet diese Region auch über den ganzen Zeitraum hinweg bedeutend mehr Zuzüger als die Sutselva. Wie ist es da zu erklären, dass anlässlich der Volkszählung von 2000 in den meisten Oberengadiner Gemeinden noch zwischen 30 und 50 % der Einwohner angaben, regelmässig Romanisch zu sprechen, derweil in den meisten Dörfern im Domleschg und am Heinzenberg keine 10 % mehr erreicht wurden? Zum Vergleich: Bei der Volkszählung von 1880 wies das Mittelfeld der Domleschger und Heinzenberger Gemeinden einen Romanischanteil von 60 bis 90 % auf, derweil im Oberengadin bereits eher Werte zwischen 50 und 80 % vorherrschten. Auch der Vergleich mit anderen Regionen wie dem Oberhalbstein oder der unteren Surselva weist

---

389 Tscharner (2006).

390 Weitere Hinweise zum Einfluss eingeheirateter deutschsprachiger Frauen bei Solèr/Ebneter (1988:29) (Scheid), Phonogramm (1978/79) (verschiedene Aufzeichnungen) sowie Joos (1980) (Scharans).

in die gleiche Richtung, obschon nicht mit derselben Eindeutigkeit. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären, müssen wir uns zwei zentralen Faktoren zuwenden, welche die beiden Regionen sprachlich verschiedene Wege gehen liessen: dem Sprachprestige und der Schule.

4.5 Schulsprache

Die genaue Entwicklung des Sprachgebrauchs in der Schule wurde bereits in früheren Kapiteln abgehandelt; im Grossen und Ganzen lassen sich vier Phasen in der Schulpolitik der romanischen Gemeinden des Domleschgs und Heinzenberg erkennen:

- Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts: Die Unterrichtssprache an den meisten Schulen ist zumindest in der Unterstufe das Romanische, es wird aber bereits grosser Wert auf die Vermittlung von Deutschkenntnissen gelegt. Ausschliesslich deutschen Unterricht findet man nur in bereits weitgehend germanisierten Dörfern wie Fürstenau, Sils, Masein oder Urmein.

- Bis 1900: Sämtliche Schulen stellen in diesem Zeitraum auf ausschliesslich deutschen Unterricht um. Als Letzte verbannen die Bergdörfer Feldis, Scheid und Präz das Romanische aus ihren Schulstuben, obwohl dort eine Mehrheit der Schulanfänger nur Romanisch spricht.

- Bis Anfang der 1930er-Jahre: Das Romanische ist in den Schulen der ganzen Region geächtet oder sogar ausdrücklich verboten.

- Ab 1934: Einige Gemeinden führen wieder eine bis zwei Wochenstunden Romanisch ein, die ersten aufgrund der Bemühungen der Sprachorganisationen, weitere Dorfschulen ab 1938 auch im Zuge der Anerkennung des Romanischen als Landessprache und seit den 1940er-Jahren im Zusammenhang mit den Scoletas. Auf keinem einzigen Stundenplan erreicht das Romanische jedoch mehr als drei Stunden. Die meisten Primarschulen geben diese wenigen Lektionen bis in die 1960er-Jahre wieder auf, nur in Feldis und Scheid wird bis 2002 noch wenig Romanisch unterrichtet.

Die allgemeine Einführung von Dorfschulen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fiel ungefähr mit den Anfängen grösserer Mobilität zusammen – und folglich mit der Zeit, da Deutschkenntnisse rasch an wirtschaftlicher und somit

existenzieller Bedeutung gewannen. Als 1846 im ganzen Kanton die allgemeine Schulpflicht[391] eingeführt wurde, scheint das Erlernen des Deutschen bereits im Mittelpunkt des Interesses gestanden zu haben. Da im Gebiet des Hinterrheins zu jener Zeit kaum ein offizielles Dokument auf Romanisch aufgesetzt und sogar ein grosser Teil des privaten Briefverkehrs unter Romanen auf Deutsch geführt wurde, schränkte dies den schriftlichen Gebrauch der Muttersprache stark ein. In den Schulen wurde hauptsächlich etwas religiöse Literatur auf Romanisch gelesen[392], und die Erwachsenen machten sich meist nur private Notizen mit landwirtschaftlichem oder familiärem Bezug in der alten Sprache. Längere Briefe oder gar ein ganzes Buch waren die absolute Ausnahme, so die Autobiografie des Feldiser Lokalpolitikers Johannes Barandun von 1864[393]. Im Inspektoratsbericht 1876 bemerkte Schulinspektor Florian Cajöri in Bezug auf das romanische Hinterrheingebiet: *Es gilt als Seltenheit, wenn man hierorts einen romanischen Brief zu Gesichte bekommt*[394].

Das Romanische war mancherorts nur so lange der Pflege würdig, als es sich für die Alphabetisierung nützlich erwies und die Schüler auf Deutsch nichts verstanden. Wohl deshalb bestand unter den meisten Schulinspektoren des 19. Jahrhundert zumindest der Grundkonsens, dass eine Lehrperson in einer romanischen Gemeinde sowohl des Deutschen als auch des Romanischen mächtig sein müsse. Wiederholt kritisierten daher verschiedene Inspektoren von den 1850er- bis in die 1890er-Jahre hinein mangelnde Romanischkenntnisse gewisser Schulmeister, weniger häufig wurden auch Deutschkompetenzen bemängelt. Vor dem Ende des Jahrhunderts herrschten im Domleschg und am Heinzenberg zwei Haupttendenzen in Bezug auf den Sprachunterricht vor. Die einen Lehrpersonen strebten einen möglichst raschen Übergang zu deutschem Unterricht an und tolerierten das Romanische nur als Verständnishilfe, die anderen liessen ihm eine weitergehende Pflege angedeihen – doch nicht ohne dem Deutschen grossen Raum im Lehrplan einzuräumen. Schulinspektor Badrutt Liver schrieb 1861:

> *In einigen (den Stockromanischen)* [Schulen] *wird in den ersten Jahren in der Muttersprache unterrichtet und später neben der-*

---

391 Schmid (1942:29).

392 Vgl. die verschiedenen bereits zitierten Inspektionsberichte und -tabellen.

393 Barandun (1864); das Buch ist in einem von der protestantisch-surselvischen Rechtschreibung geprägten Feldiser Dialekt verfasst.

394 StAGR XII 14 c 2.

selben auch das Deutsche geübt; hierin wird jedoch selten einige Selbstständigkeit erlangt. Andere stellen sich gleich Anfangs auf den deutschen Standpunkt, gebrauchen das Romanische einzig zum Verständniss, und siehe, sie gelangen so gl. auf die gleiche Reife mit den Deutschen.[395]

Nun darf freilich auch die im ersten Fall angesprochene Pflege des Romanischen über die ersten Schuljahre hinaus nicht dahingehend interpretiert werden, dass die verantwortlichen Instanzen sich gegen die Germanisierung ausgesprochen hätten. Im Jahr 1876, als bereits etliche ursprünglich zweisprachige Schulen ganz zum Deutschen übergegangen waren und gemischtsprachige Schulen vor allem in den noch stark romanischen Gemeinden weiter existierten, kritisierte Inspektor Florian Cajöri diese wie folgt:

Die Wirklichkeit zeigt nun, dass in beinahe allen rom[anischen] *Schulen der Deutsch Unterricht, natürlich als Fremdsprache, in den untersten Klassen beginnt und dass das Romanische blos als Aushülfe zur Herbeiführung des Verständnisses dient. Es ist dies eine ganz verkehrte Methode, die ihre natürliche Ursache in dem Mangel an brauchbaren Lehrmitteln hat. Hier kann nur durch geeignete Lehrmittel für die einzelnen Hauptmundarten geholfen werden, eine Aufgabe, der Niemand leicht sich unterziehen wird. Besser wird es in sprachlicher Beziehung erst, wenn einmal das Romanische glücklich ausgerottet sein wird.* [...] *Aus dem Angeführten kann entnommen werden, dass es schwer fallen muss, unsere romanische Schuljugend zu einem nur einigermassen richtigen deutschen Sprachausdruck zu bringen.*[396]

Obwohl der aus dem Schams stammende Florian Cajöri sogar für eine Ausweitung des romanischen Lehrmittelangebots im Lokalidiom befürwortete, schien er sich eine Ausmerzung des Romanischen herbeizusehnen! Ein sinnvoller und ertragreicher Deutschunterricht war seines Erachtens nur dadurch zu erreichen, dass die Schüler erst einmal in ihrer Muttersprache geschult würden, um auf diesem Fundament sich die deutsche Sprache anzueignen – denn wie soll jemand korrektes Deutsch lernen können, ohne die Grammatik der eigenen Sprache zu

---

[395] StAGR XII 14 c 2, *Inspektionsbericht 1861,* Mappe: Schulinspektor P. Liver, Sarn, 1854–1867.

[396] StAGR XII 14 c 2, *Inspektionsbericht 1876.*

beherrschen? Eine Bemerkung aus einem Brief des kantonalen Erziehungsrats an den Schulrat von Feldis aus dem Jahr 1896 belegt, dass diese Auffassung auch 20 Jahre später noch präsent war:

> *Das Romanische wird ziemlich lang, aber doch nicht soweit gepflegt, dass es als Basis zum Aufbau des Deutschen dienen könnte.*[397]

Gegen Ende des Jahrhunderts drehte sich der Wind jedoch immer stärker gegen das Romanische; in den wenigen noch ganz romanischen Gemeinden werden bald auch die einsprachigen Schulanfänger mittels ausschliesslich deutschem Unterricht diskriminiert und mittels weitgehender Romanischverbote aufs Übelste schikaniert[398]. Wer aber war verantwortlich für diese radikale Germanisierungsstrategie an den Dorfschulen? Die Lehrpersonen, die Schulräte, der Kanton oder die Inspektoren?

Freilich taten sich zu jener Zeit weder die Kantonsbehörden noch die Schulinspektoren als Förderer der romanischen Sprache hervor, aber ein eindeutiger Kurswechsel von dieser Seite ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht festzustellen. Allerdings gibt es durchaus Hinweise, dass Inspektor Cajöri den zweisprachigen Schulen und damit dem Romanischunterricht im Jahr 1888 viel skeptischer gegenüberstand als zwölf Jahre zuvor:

> *Der deutschen Sprache als vornehmster Disciplin in unsern Gemeindeschulen schenkten wir unsere besondere Aufmerksamkeit.* [...] *Vielfach schwerer geht es in s. g. deutschromanischen Schulen, befriedigende Resultate in der Fertigkeit u. dem richtig betonten Lesen zu erzielen, indem der Romane mit der deutschen Aussprache allzu sehr auf gespanntem Fusse steht.*[399]

Cajöri erwähnt seine frühere Forderung nach mehr romanischen Lehrmitteln und einem verbesserten Romanischunterricht mit keinem Wort mehr, anscheinend weil seine Sympathie fortan den ausschliesslich deutschsprachigen Schulen galt. Sein Nachfolger im Inspektorat, Caspar Lorez aus dem deutschsprachigen

---

[397] StAGR XII 4 b, Gemeinde-Nr. 70 (Feldis/Veulden), Mappe: Schulwesen 1836–1904.

[398] Vgl. hierzu die Beispiele in den Gemeindebeschreibungen von Feldis, Almens und Scharans unter Punkt 2.3.

[399] StAGR XII 14 c 2, Mappe: Inspekt.Ber. Bez. III 1888.

Rheinwald, bringt der Pflege des Romanischen wieder mehr Wohlwollen entgegen, wenn er 1895 zu Trans bemerkt[400], dass der Lehrer weder recht Deutsch noch Romanisch könne, aber beides können müsste. In Feldis kritisierte er sowohl den grösstenteils romanischen Unterricht des Lehrers Battaglia als auch den ausschliesslich deutschen Unterricht wenige Jahre zuvor. Der kantonale Erziehungsrat bemängelte, wie bereits erwähnt, den eher zu geringen Romanischunterricht in Feldis – womit weder bei der Kantonsregierung noch beim Inspektorat ein markanter Kurswechsel zu Ungunsten des Romanischen festgestellt werden kann. Im Inspektoratsbericht 1898 ist sogar Folgendes zu lesen:

> *Unseren schwächeren romanisch-deutschen Schulen ist unsrer Ansicht nach nur dann aufzuhelfen, wenn für sie eigene Bücher geschaffen werden. Sie haben weder Zeit noch Lust, die in verschiedenen romanischen Idiomen erschienenen Lesestücke zu studieren. Schulräte und Lehrer sehen die Erlernung des Deutschen als eine Hauptaufgabe ihrer Schule an.*[401]

Der entsprechende Bericht bezieht sich auf die drei Domleschger Bergdörfer Feldis, Scheid und Trans, und es lässt sich daraus folgern, dass die vehemente Feindschaft gegen das Romanische an der Schule eher von Seiten der dorfeigenen Instanzen ausging als von den kantonalen Behörden. In die gleiche Richtung deutet der zu weiten Teilen auf Zeugenaussagen beruhende Scheuermeier-Bericht:

> *Bei Lehrern, Schulbehörden und Eltern herrschte damals eine geradezu feindliche Einstellung gegenüber dem Romanischen, das als Hemmschuh für das Deutsche galt.*[402]

Seither ist die Unterrichtssprache an sämtlichen Primarschulen der Region das Deutsche, und die zeitweilige Wiedereinführung einzelner Romanischlektionen im 20. Jahrhundert änderte kaum etwas an dieser unwiderruflichen Niederlage der romanischen Schule im Domleschg und am Heinzenberg. Die weitere Schulgeschichte wurde hier bereits behandelt; sie ist an dieser Stelle für die Erörterung der Ursachen der Germanisierung nicht mehr von Belang. Vielmehr soll uns nun

---

[400] Für Quellenverweise vgl. Gemeindebeschreibungen unter Punkt 2.3.

[401] Zitiert bei Tscharner (1983:24).

[402] Scheuermeier (1948:21).

die Frage beschäftigen, welche Faktoren die zumeist Romanisch sprechenden Eltern und Schulbehörden beziehungsweise auch die oft einheimischen Lehrer zu derart vehementen Gegnern ihrer eigenen Muttersprache machten.

4.6 Prestige des Romanischen im Vergleich mit dem Oberengadin

Das Problem liegt eindeutig im Wert, den die Romanen im Domleschg und am Heinzenberg ihrer eigenen Sprache beimassen. Seit Jahrhunderten waren sie daran gewöhnt, dass die Mächtigen, die Wohlhabenden und die Gebildeten Deutsch sprachen – von der Feudalzeit an hatte man sich an deutschsprachige Herren gewöhnt, und auch später war politischer Einfluss und ein gewisser Wohlstand vor allem in den deutschsprachigen Zentren zu finden: in Chur und zu einem geringeren Masse in Thusis und Fürstenau. Für die lokale Elite waren zumindest Kenntnisse des Deutschen essenziell, denn als Schriftsprache – insbesondere für amtliche und geschäftliche Zwecke – stellte das Romanische im Gebiet des Hinterrheins kaum je eine ernst zu nehmende Konkurrenz für das Deutsche dar; einzig religiöse Literatur auf Romanisch fand im Domleschg und am Heinzenberg eine gewisse Verbreitung. Oft konnte im Dorf nur der Pfarrer, der Lehrer und der eine oder andere wohlhabende Bauer oder Händler Deutsch – wer Deutsch konnte, war jemand! Es ist daher verständlich, wenn das Deutsche von der romanischen Landbevölkerung schon vor dem 19. Jahrhundert mit Einfluss, Macht, Reichtum und Bildung in Verbindung gebracht wurde.

Einen weiteren Angriffspunkt für seine Gegner bot das Romanische aufgrund des Mangels an didaktischer und wissenschaftlicher Literatur, der jeglichen Anschluss an nicht althergebrachte Lebensbereiche verhinderte. Im Besonderen über das Romanische in Rheinischbünden – also das Engadin ausnehmend – schrieb Pfarrer Truog zu Beginn des 19. Jahrhunderts:

> *Man hat diese Mundart nicht selten wortarm geheissen; sie ist es auch in mancher Rücksicht, – wie könnte sie es auch anders seyn? Wie wenig wurde sie kultivirt, wie selten schrieb man etwas Wissenschaftliches darin, wie klein ist ihr Bezirk, und wie viele fremde Wörter braucht sie, ohne die eigenen gehörig zu entwickeln und dadurch zu vermehren!!!* [...] *In wissenschaftlichen Fächern, besonders, z. B. in der Naturlehre, in der Chymie etc. würde man*

mit dem Romanschen nicht ausreichen, – man müßte sich die Sprache erst schaffen.[403]

Als sich nun im 19. Jahrhundert die Wirtschaftsstrukturen dahingehend zu verändern begannen, dass Deutschkenntnisse auch die einfachen Menschen in der Region Domleschg/Heinzenberg zum Vorteil gereichten, standen die Aussichten für das Romanische an den zur gleichen Zeit entstehenden Dorfschulen denkbar schlecht. Wie es die zahlreichen erwähnten Quellen belegen, leistete die romanische Bevölkerung keinen nennenswerten Widerstand gegen den Trend, den romanischen Schulunterricht so früh wie möglich zugunsten des Deutschen aufzugeben. Im Gegenteil: Bisweilen schienen die – grossmehrheitlich romanischen – Gemeindeversammlungen sogar absichtlich Lehrer anzustellen, die nur Deutsch konnten. Auch existierte am Hinterrhein keine romanische Elite, die sich auf die Seite der alten Sprache gestellt hätte, denn wichtiges Abgrenzungsmerkmal dieser Elite bildete bis weit ins 19. Jahrhundert hinein genau das Beherrschen des Deutschen. Wenn ein Lehrer für das Romanische eintrat, wie der Feldiser Schulmeister Battaglia in den 1890er-Jahren, so blieb er ein Einzelkämpfer in einem Umfeld ohne sprachlich-kulturelles Bewusstsein. Sogar Johann Luzi, selbst ein Domleschger Romane[404], äusserte sich in seiner Dissertation über die sutselvischen Dialekte wohlwollend gegenüber der Germanisierung:

Mit der Sprachänderung wird auch eine Änderung des romanischen Volkscharakters Hand in Hand gehen, weswegen der Sprachenkampf ein sehr ernster ist und uns Rätoromanen tief wehmütig stimmen würde, wenn wir nicht wüssten, dass das Deutsche uns jetzt in geistiger Beziehung viel mehr bieten kann als das Romanische.[405]

In anderen Regionen Romanischbündens mag das Deutsche teils aus ähnlichen Gründen wie in der Sutselva ebenfalls grosses Prestige genossen haben, doch eine derart weitreichende Geringschätzung der eigenen Sprache wie im Domleschg und am Heinzenberg fand sich in den anderen Regionen nicht. Zum einen waren die meisten Talschaften geografisch gegenüber dem Deutschen

---

[403] Truog (1807:400–402).

[404] Geboren in Trans, aufgewachsen in Tomils und Almens.

[405] Luzi (1903:3–4).

weniger exponiert, weshalb Deutschkenntnisse für einige Jahrzehnte länger entbehrlich waren und so romanischsprachige regionale Zentren wie Disentis, Ilanz, Samedan, Zuoz oder Scuol entstehen konnten. Zum anderen wiesen insbesondere die Surselva und das Engadin eine durch und durch romanische lokale Elite auf. Die Muttersprache war dort also nicht nur die Sprache, die man mit Kindern und Kühen redete, sondern zugleich jene des Landammanns, des Pfarrers und des Lehrers. Hieraus erklärt sich wohl die reichere schriftliche Tradition des Oberländer und des Engadiner Romanischen gegenüber den bis ins 19. oder – wie im Falle des Sutsilvan – bis ins 20. Jahrhundert hinein schriftlosen Dialekten Mittelbündens.

Was den Kontakt mit fremdsprachigen Gebieten anging, so stand etwa das Oberengadin der Sutselva mitnichten nach, doch befanden sich die Oberengadiner ganz im Gegensatz zu den Domleschgern und Heinzenbergern bisweilen selbst in der Rolle der Wohlhabenden, Einflussreichen und Gebildeten. Zwar war auch das Oberengadin landwirtschaftlich geprägt, doch konnte es aus klimatischen Gründen nie ein solches Mass an Selbstversorgung erreichen wie Mittelbünden. Die Handelsbeziehungen wiesen vor allem in den italienischsprachigen Süden, wohin die Engadiner Bauern Vieh verkauften sowie Getreide und Salz erstanden[406]. Bis Ende des 18. Jahrhunderts, als das Veltlin, Chiavenna und Bormio noch Untertanengebiete des Freistaats der Drei Bünde waren, kam manche Oberengadiner Familie durch die ertragreichen Besitzungen im Süden zu Wohlstand. Ein weiteres Fenster zur grossen, weiten Welt öffneten die sogenannten Randulins[407]; temporäre Migranten, die oft nach jahrzehntelanger Tätigkeit im Ausland – zumeist als Zuckerbäcker[408] – begütert in ihre Heimat zurückkehrten. Im 18. Jahrhundert zog es die meisten Randulins nach Venedig; im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts verteilten sie sich auch im übrigen Oberitalien sowie in Mittel- und Osteuropa. Viele dieser Rückwanderer verewigten ihre Lebensgeschichte in romanischen Erzählungen und Gedichten, in denen immer wieder die Liebe zur Heimat und zur Muttersprache zum Ausdruck kommt. Das Oberengadin verfügte also sehr wohl über eine kulturelle Elite, welche die einheimische Sprache und Kultur verteidigte und deren Wertschätzung immer

---

406 HLS-Artikel *Engadin: 4 – Gemeinsame Geschichte ab dem 17. Jahrhundert* 06/12/04, von Ottavio Clavuot.

407 Abgeleitet von engadinerrom. *randulina*, dt. Schwalbe.

408 Kaiser (1985).

wieder aufs Neue begründete[409]. So schreibt der Literaturwissenschaftler Reto R. Bezzola über das Engadiner Schrifttum des 19. Jahrhunderts:

> *In Engiadina bod tuot ils poets e scriptuors dal 19evel tschientiner appartegnan als «randulins», voul dir als emigrants, que chi muossa cha l'emigraziun, il contact cun ün muond culturel ester, la cugnuschentscha da litteraturas estras, mo eir l'increschantüna per la patria, haun gieu üna granda influenza sül svilup, ma eir sül nouv caracter da la litteratura ladina. Ün conguel culla litteratura sursilvauna dal medem temp, uschè profuondamaing differenta, muossa que ad evidenza.*[410]

Zwar waren sich die Engadiner schon seit Jahrhunderten der Nützlichkeit von Fremdsprachenkenntnissen bewusst, aber sie erkannten im Gegensatz zu den Domleschgern eher, dass die Muttersprache kein Hindernis für die Beherrschung einer anderen Sprache bilden musste – im Engadin war nämlich nicht nur das Deutsche eine wichtige Fremdsprache, sondern auch das näher verwandte Italienische. Die eigene romanische Sprache war daher nie einer solchen Geringschätzung ausgesetzt worden wie im Domleschg oder am Heinzenberg, wo seit Anfang des 18. bis ins 20. Jahrhundert kaum mehr eine Schrift im eigenen Idiom gedruckt wurde. Das Engadiner Romanische genoss jedoch nicht nur bei der einheimischen Bevölkerung ein verhältnismässig hohes Ansehen; wie ein roter Faden zieht sich der Topos der Erhabenheit vor allem des Oberengadiner Idioms und der Kultiviertheit seiner Sprecher durch die deutschsprachige Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts zur Sprache und Kultur Graubündens. Ein Beispiel findet sich in Lehmanns Werk von 1790 über das Domleschg, wobei der Autor das Domleschger Romanische dem Oberländischen zurechnet:

> *Die sogenannte Romansche, oder Churwelsche Sprache hat 2 Hauptmundarten, die ungemein von einander abweichen. Die reinere und cultivirtere nennt man Ladin; die rauhere, verderbtere,*

---

[409] z. B. Simeon Caratsch, Giovannes Mathis, Gian Pitschen Balastèr u. v. m., vgl. Bezzola (1979:370–383).

[410] Bezzola (1979:379). dt. *Im Engadin gehörten fast alle Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts zu den «Randulins», also zu den Emigranten, was belegt, dass die Emigration, der Kontakt mit einer fremden kulturellen Welt, die Kenntnis fremder Literaturen, aber auch das Heimweh, einen grossen Einfluss auf die Entwicklung, aber auch auf den neuen Charakter der Engadiner Literatur hatte. Ein Vergleich mit der so grundverschiedenen Oberländer Literatur der gleichen Epoche zeigt dies überdeutlich.*

ursprünglich ältere aber, Oberländisch Romansch. Das Ladin hat wieder 2 Aeste, nämlich anders spricht man im Oberen, und wieder anders spricht man im Untern Engadin. Im gemeinen Leben ist der Unterscheid sehr auffallend, in Schriften und Büchern weniger, denn nur die Aussprache macht hauptsächlich den auffallenden Unterscheid aus. Im Obern Engadin ist dieses Ladin ungemein polirt und net, und man hört es jedem Worte an, daß sie eine Tochter der Lateinischen Sprache sey. Deßwegen widmen sich auch so viele Engadiner dem Geistlichen Stande; denn in einem, höchstens 2 Jahren haben sie die lateinische Sprache erlernt [...][411]

Sprachwissenschaftlich sind diese Bemerkungen nicht von Belang[412]; sie belegen jedoch, dass das Engadiner Romanische schon zur Zeit des Ancien Régime von der deutschsprachigen Nachbarschaft mehr Anerkennung erhielt als die rheinischen Dialekte. Mittelbünden und somit auch das Domleschg und der Heinzenberg traf diese Abwertung besonders, galten die dortigen Mundarten im Gegensatz zum Oberländischen ja nicht einmal als schrifttauglich.

In der Surselva, aber auch im Engadin bestand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gar keine Alternative zur romanischen Primarschule – und zwar weniger des Sprachprestiges oder der sprachlichen Identität wegen als vielmehr durch einen Sachzwang bedingt: Die beiden Regionen waren durch und durch einsprachig – und zwar romanisch; die Einführung der Primarschulen kam der wirtschaftlichen Notwenigkeit des Deutschlernens um Jahrzehnte zuvor. Auch wären wohl kaum genügend des Deutschen mächtige Lehrkräfte aufzutreiben gewesen. Als nun gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich auch in diesen weit von Chur entfernten Tälern aus wirtschaftlichen und politischen Gründen der Deutschunterricht aufdrängte, hatten mittlerweile bereits mehrere Generationen vom obligatorischen Schulunterricht – auf Romanisch – profitiert. Es war also in diesen Regionen ganz selbstverständlich, die Muttersprache zu pflegen und zu schreiben, so auch in den meisten Sparten des lokalen öffentlichen Lebens. Das Deutsche gewann zwar an Einfluss, doch der Wert und Nutzen der eige-

---

411 Lehmann (1790:113).

412 Auch wenn das Oberländer Romanische im Vergleich mit anderen Tochtersprachen des Lateinischen mehr Eigentümlichkeiten aufweist als das Engadinische, macht es dennoch keinen Sinn, ihm ein höheres Alter zuzuschreiben. Ebenso weist das Ladinische des Engadins zwar mehr Gemeinsamkeiten mit dem Italienischen auf; eine aussergewöhnlich enge Verwandtschaft zum Latein der Antike ergibt sich dadurch nicht, auch wenn diese durch die Eigenbezeichnung *Ladin* suggeriert wird.

nen Sprache dürfte den Romanen im Engadin und in der Surselva durchaus bewusst gewesen sein, sodass sich zumindest ansatzweise eine eigene, sich vom Deutschen abgrenzende Identität herausbilden konnte. Dies belegt mitunter die Reaktion vieler Oberländer Gemeinden im Jahr 1895 auf den Entscheid der Kantonsregierung, fortan in allen romanischen Schulen ab der vierten Klasse sechs Deutschstunden einführen zu wollen. In einem vorgedruckten und von 30 Schulräten unterschriebenen Brief sind die markigen Worte zu lesen:

> *Buca mo ord riguards pedagogics essen nus seresentii de schar declarar el niev plan instructiv l'instrucziun tudestga per obligatorica en tuttas scolas romontschas, na quella octroada determinaziun intschentamentala ha era profundamein violau nies sentiment republican, artaus da nos preziai babuns. Sco burgeis della veglia libra Rezia romontscha selubin nus de damondar nies aultludeivel Cussegl Pign, cun tgei dretg, ch'el astgi tut eninaga declarar a ses conburgeis romontschs: «Vus tus, umens e femnas, stueis dacheuenvi neghligir Vies lungatg matern ed emprender tudestg!»* [413]

Eine solche Einigkeit im Kampf gegen den überhand nehmenden Deutschunterricht stellte eine Ausnahme dar und war wohl nicht zuletzt vom katholisch-konservativen Widerwillen gegen Zentralisierungsbestrebungen und gegen die auf Deutsch vermittelten liberalen Ideen geprägt. Die Engadiner hatten sich an diesem Protest gar nicht erst beteiligt – von der Sutselva ganz zu schweigen, denn dort befanden sich die wenigen übrig gebliebenen zweisprachigen Schulen gerade im Prozess der endgültigen Germanisierung. Im Oberengadin war man sich wohl aufgrund des seit einigen Jahrzehnten aufgekommenen Tourismus, aber auch der zahlreichen Auswanderer viel eher der Wichtigkeit von Deutschkenntnissen bewusst als in der wirtschaftlich noch immer verhältnismässig autarken Surselva. Eben dieser sehr international geprägte Tourismus

---

[413] StAGR XII 2 c, Mappe: Beginn des deutschen Unterrichtes in den roman. Schulen des Oberlandes, 1895. dt. *Nicht nur aus pädagogischen Gründen fühlten wir uns dadurch beleidigt, dass im neuen Lehrplan obligatorischer Deutschunterricht in allen romanischen Schulen vorgeschrieben wird; nein, eben diese aufgezwungene, ungesetzliche Weisung hat auch das von unseren geachteten Vorfahren geerbte republikanische Bewusstsein zutiefst verletzt. Als Bürger des alten, freien, romanischen Rätiens erlauben wir uns, unseren löblichen Kleinen Rat zu fragen, mit welchem Recht er seinen romanischen Mitbürgern plötzlich vorschreiben darf: «Ihr alle, Männer und Frauen, müsst von nun an eure Muttersprache vernachlässigen und Deutsch lernen!»*

dürfte den Engadinern auch später den grossen Nutzen der Mehrsprachigkeit vor Augen geführt haben, obwohl er eine bedeutende, bis heute anhaltende deutschsprachige Zuwanderung mit sich brachte. Die Engadiner waren denn auch die hauptsächlichen Nutzniesser des vielzitierten Arguments, mit dem Romanischen habe man einen viel leichteren Zugang zu den grossen Kultur- und Weltsprachen Französisch, Italienisch und Englisch.

Zweifellos war es das hohe Prestige, das die Oberengadiner ihrer angestammten Sprache entgegenbrachten, was die dortigen Schulen bis heute weitgehend von der totalen Germanisierung verschonte – und dies trotz der Statistik, die das Romanische im Oberengadin Ende des 19. Jahrhunderts eindeutig in grösserer Gefahr wähnen liess als in der Sutselva. Einzig die Gemeinde St. Moritz, traditioneller Mittelpunkt des Wintertourismus, führt seit 1905 eine deutschsprachige Primarschule[414]; heute wird dort das Romanische wieder als Frühfremdsprache gelehrt. Alle übrigen Gemeinden bewahrten bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die romanische Dorfschule, mit Deutsch als Unterrichtsfach ab der vierten Klasse. Erst in den letzten Jahren gingen einige Gemeinden zu einem zweisprachigen Unterrichtsmodell über, freilich noch immer mit einer höheren Anzahl romanischer als deutscher Unterrichtsstunden[415]. Besonders bemerkenswert ist der Fall von Pontresina, da dort das Romanische seit der Volkszählung von 1880 nie mehr die statistische Mehrheit errang. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führte die Gemeinde eine Primarschule in zwei Abteilungen, und zwar einer romanischen mit Deutsch als Fremdsprache und einer deutschen mit Romanisch als Fremdsprache. Um die Jahrhundertmitte fusionierte man die beiden Abteilungen wieder zu einer einzigen, romanischen Primarschule – obwohl sich bei der Volkszählung von 1941 nur gerade knapp 27% der Einwohner zum Romanischen als Muttersprache bekannten. Die Tatsache, dass die Pontresiner Dorfschule noch heute dem Romanischen den grössten Stellenwert als Unterrichtssprache zuweist und die Schüler auch untereinander oft Romanisch sprechen, bestätigt das im Vergleich zur Sutselva ungleich stärkere Bewusstsein um Wert und Nutzen der Zweisprachigkeit. In dieser Gemeinde, die während der Saison ein Vielfaches der Einwohnerzahl an Touristen und seit mehr als einem Jahrhundert eine aussergewöhnlich starke Zuwanderung aufweist, bezeichneten anlässlich der Volkszählung von 2000 nur gerade knapp 8% der Einwohner das Romanische als bestbeherrschte Sprache. Als regelmässig gesprochene Sprache erreichte es hingegen noch immer mehr

---

[414] Margadant/Maier (1993:40).

[415] zuerst Samedan, heute auch Pontresina, Celerina/Schlarigna und Bever.

als 25 %; sogar Pontresiner aus deutschsprachigen Familien, die nach 1950 die dortige Primarschule besucht haben, können deshalb heute besser Romanisch als die meisten gleichaltrigen Kinder rein romanischer Familien im Domleschg und am Heinzenberg. Da das Romanische für die Pontresiner Schulkinder noch immer sehr wichtig ist – vielleicht aber auch aus Überzeugung vom Nutzen der Mehrsprachigkeit– sprechen sogar etliche ursprünglich deutschsprachige Familien mit ihren Kindern zumindest teilweise Romanisch. Ob sich diese erfreulichen Ergebnisse der Pontresiner Schulpolitik auch nach den jüngsten Zugeständnissen an das Deutsche langfristig behaupten können, steht freilich auf einem anderen Blatt.

4.7 Sprachkompetenz

Seit dem 19. und erst recht seit dem 20. Jahrhundert werden die Sprachen der industrialisierten Welt mit einem noch nie dagewesenen terminologischen Anpassungsdruck konfrontiert. Jahr für Jahr dringt eine Unzahl neuer technischer Errungenschaften und wissenschaftlicher Konzepte in das Bewusstsein der Menschheit, und für jede Innovation benötigen wir einen sprachlichen Ausdruck, einen Neologismus. Problematisch für das Romanische waren dabei nicht die eigentlichen Fremdwörter des Deutschen, die selbst meist auf einem leicht anzupassenden lateinischen oder griechischen Wortstamm aufbauen, sondern vielmehr die aus deutschen Wortstämmen konstruierten Neologismen.

Wörter aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie *Klimaerwärmung*, *Prämienverbilligung* oder *Zentralverriegelung* kennt heute jedes Kind; ältere Neologismen wie *Reissverschluss*, *Schiene* oder *Impfung* werden heute kaum mehr als Neuschöpfungen wahrgenommen, dürften jedoch bei ihrer sprachplanerischen Einführung ganz andere Assoziationen geweckt haben als heute, und auch sie bedurften einer Entsprechung im Romanischen. Die Termini entstanden in der Fachwelt eines jeden grossen Kultur- und Sprachraums und sicherten sich ihre flächendeckende Verbreitung mittels wissenschaftlicher Literatur, Zeitungen, später auch anderer Massenmedien und nicht zuletzt mittels der Schulen. In rein sprachlicher Hinsicht war die Ausgangslage des Romanischen diesbezüglich gar nicht so schlecht, denn es teilt seine Grundstrukturen weitgehend mit anderen romanischen Sprachen wie dem Französischen oder Italienischen; die Neologismen konnten somit ohne grossen Aufwand von diesen Schwestersprachen übernommen und angepasst werden. Dies wurde und wird

noch heute weitgehend getan, sofern sich nicht aus Gründen der Verständlichkeit eine Lehnübersetzung aus dem Deutschen aufdrängt.

Das Hauptproblem der Wortneuschöpfungen im Romanischen betrifft vielmehr ihre Verbreitung, und dies ist auch der besondere Schwachpunkt der Sutselva. Allerdings war und ist die Verankerung der Neologismen in der Alltagssprache auch im Engadin und der Surselva ein äusserst schwieriges Unterfangen. Im 19. Jahrhundert standen hierzu überhaupt noch keine brauchbaren Nachschlagewerke zur Verfügung, und als Wortschatzquelle kam einzig die romanische Lokalpresse in Frage; die höchstens alle paar Jahrzehnte aktualisierten Wörterbücher des 20. Jahrhunderts schnitten im Wettlauf um Aktualität immer noch nicht sehr gut ab[416]. Vor allem der Fachwortschatz einzelner Berufsgattungen ist schwierig zu vermitteln, zumal von den Massenmedien über die Gebrauchsanweisungen bis hin zu den Geschäftskontakten alles vom Deutschen dominiert wird. Dennoch verfügen die Romanen im Engadin, in der Surselva und im Oberhalbstein bis heute über ein unerlässliches Medium zur Verbreitung eines zeitgemässen Wortschatzes: In den romanischen Primarschulen wird ein alltagsrelevanter Wortschatz erarbeitet, der es den Schülern erlaubt, einen Grossteil der täglichen Gespräche und Diskussionen zu führen, ohne andauernd deutsche Wörter in den romanischen Sprachfluss einzufügen. Sobald jedoch das Thema allzusehr in technische und wissenschaftliche Gefilde abdriftet, befindet sich auch mancher kompetente Romane bald in einem terminologischen Spiessrutenlauf. Und doch: Nur dank den Anstrengungen der Primarschule konnte die romanische Sprache mit den modernen terminologischen Anforderungen soweit Schritt halten, dass bis heute eine starke, mancherorts sogar überwältigende Bevölkerungsmehrheit der romanischen Hochburgen Surselva, Oberhalbstein und Unterengadin ihre Muttersprache als ihre bestbeherrschte Sprache bezeichnet.

Auf Probleme bei der Vermittlung eines modernen Wortschatzes stösst die romanische Schule spätestens auf der Sekundarstufe, denn viele Fächer werden dort nur noch auf Deutsch unterrichtet. Noch schwieriger ist die Vermittlung von neuem Wortschatz bei der grossen Mehrheit der Bevölkerung, die nicht mehr zur Schule geht. Hier liegt die grösste Verantwortung bei den Medien; für lange Zeit war dies in erster Linie die Lokalzeitung, seit Mitte des 20. Jahr-

---

[416] Erst 2006 konnte dieses Problem grundlegend behoben werden, indem man die aktuelle linguistische Datenbank der Lia Rumantscha per Internet einem breiten Publikum zugänglich machte: http://www.pledarigrond.ch/

hunderts in zunehmendem Masse auch Radio und Fernsehen. Eine wirklich nennenswerte audiovisuelle rätoromanische Medienlandschaft mit täglichen Fernsehnachrichten und einem vollständig romanischsprachigen Radiosender wurde hingegen erst im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte aufgebaut.

In Bezug auf die Sutselva ist die diesbezügliche Bilanz so klar wie ernüchternd: Der sprachpflegerische Einfluss der Schulen reduzierte sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auf null; da den Schulkindern das Lesen seither nur noch auf Deutsch beigebracht wurde, fanden romanische Zeitungen und Bücher im Domleschg und am Heinzenberg kein nennenswertes Publikum mehr, und die romanischen Radio- und Fernsehsendungen kamen viel zu spät und viel zu spärlich, um noch etwas ausrichten zu können. Die Folgen dieser Abkapselung von jeglichem romanischen Schrifttum liessen nicht auf sich warten; kaum eine romanische Neuschöpfung konnte sich in der Umgangssprache verbreiten, und der Sprachfluss wurde mehr und mehr von deutschen Wörtern durchsetzt[417]. Selbst engagierte und selbstbewusste Domleschger Romanen geben unumwunden zu, über einen viel bescheideneren Wortschatz zu verfügen als eine Mehrheit der Bündner Oberländer[418]. Mit der Verwendung von romanischen Neologismen setzte man sich überdies dem Vorwurf des Besserwissertums aus. Aufgrund der deutschen Schule und des reichhaltigen Angebots an deutschsprachiger Lektüre wurde das Romanische bald weitestgehend in die angeblich niederen Lebensbereiche wie Familie und Landwirtschaft abgedrängt, oder, wie es Otto Paul Tscharner formulierte:

> *Einige Generationen von Feldisern bekamen in der Schule vom Romanischen vor allem mit, dass es eine unnütze Sprache sei, für den Gebrauch in Haus und Stall gerade gut genug, jedoch hinderlich für Bildung und Fortschritt.*[419]

Das Eindringen des Deutschen in immer mehr Lebensbereiche ermöglichte vielen romanischen Eltern mit deutscher Primarschulausbildung eine ausreichende Sprachgewandtheit, um schliesslich auch in der Familie und mit den Kindern Deutsch zu reden. Die Geringschätzung des Romanischen, die zumindest in Feldis sogar das Ausmass eines regelrechten Hasses gegenüber der eigenen

---

[417] Gutes Anschauungsbeispiel bei: PHONOGRAMM (1978/79:Mantogna02_2), vgl. auch andere Aufnahmen der Sammlung.

[418] BARANDUN (2006).

[419] TSCHARNER (1983:34).

Muttersprache angenommen hatte, verunmöglichte eine Rückbesinnung auf den Wert der alten Sprache derart, dass auch an den Schulen der noch lange überwiegend romanischsprachigen Dörfer Feldis, Scheid, Trans und Präz nur auf Druck von aussen einige wenige Romanischstunden erteilt wurden. Das effizienteste Druckmittel hatte die Lia Rumantscha mit ihren Scoletas in der Hand, doch auch mit der Unterstützung der Schulinspektoren konnte sie keine einzige Gemeinde im Domleschg und am Heinzenberg zur Einführung einer romanischen Grundschule bewegen, was für eine wirkungsvolle Spracherhaltung unerlässlich gewesen wäre. Genau auf diese Erfordernis wies Schulinspektor Gion Dunò Simeon 1956 mit Nachdruck hin:

> *La sliaziung momentana cun ena lecziung rumantsch per emda è veiramaintg insufficiainta; chegl veian igls scolasts aint e perdan parchegl igl tschaffen. Parchegl stò ia sen fundameint da mias experientschas proponer alla LR da tschantar scu fegnameira per igl futur l'introducziung dalla scola rumantscha an tottas vischnancas, las calas èn propa intenziunadas da salvar igl lungatg-mamma.*[420]

Im anschliessenden Kommentar wird dies von der Lia Rumantscha selbst als unrealistisch relativiert – wohl zu Recht; doch ohne romanische Schule war das Sutselvische im Domleschg und am Heinzenberg nicht zu retten. In der ganzen Sutselva konnten sich einzig die kleinen Gemeinden am Schamserberg zu diesem Schritt durchringen; der dortige gemeindeübergreifende Schulverband betreibt bis heute die letzte und einzige Primarschule mit Sutsilvan als Unterrichtssprache – mit Erfolg, denn zumindest bis zur letzten Volkszählung besass dort das Romanische die Mehrheit, sowohl als bestbeherrschte als auch als regelmässig gesprochene Sprache. Dabei wiesen die Domleschger Bergdörfer noch anlässlich der Volkszählung von 1880 im Schnitt nicht mehr Deutschsprachige auf als der Schamserberg.

Wenn man in den Domleschger Bergdörfern dennoch bis heute auf der Strasse Romanisch hört, so muss dies nicht unbedingt auf eine positive Einstellung zur

---

[420] Rapport annual (1956/57:17). dt. *Die gegenwärtige Lösung mit einer Romanischlektion pro Woche ist wirklich ungenügend; dies sehen die Lehrer ein und verlieren daher ihre Motivation. Deshalb muss ich der Lia Rumantscha aufgrund meiner Erfahrungen empfehlen, sich die Einführung der romanischen Schule in all denjenigen Gemeinden, die wirklich vorhaben, die Muttersprache zu retten, als künftiges Ziel zu stecken.*

Muttersprache deuten, sondern dürfte schlicht und einfach eine Gewohnheit sein. Jedermann, der sich in einem gemischtsprachigen Umfeld bewegt, kann bestätigen, dass es aus sprachpsychologischen Gründen äusserst schwierig ist, mit einer Person, die man seit langem kennt, plötzlich die Sprache zu wechseln – auch wenn beide die andere Sprache perfekt beherrschen und eigentlich wechseln wollen.

4.8 Gezielte Germanisierung?

Den offensichtlichen Willen zur Einführung des Deutschen konnten wir seit dem 19. Jahrhundert bereits in den einzelnen Gemeinden feststellen, und zwar sowohl bei den Behörden als auch unter der Bevölkerung. Ob von Anfang bewusst die gänzliche Eliminierung des Romanischen als Umgangssprache angestrebt wurde, ist schwierig zu beantworten. In Kauf genommen wurde dies indes ganz bestimmt, denn in der sprachpolitischen Diskussion des 19. Jahrhunderts in Graubünden fehlt der Begriff der Zweisprachigkeit fast völlig; wo er dennoch auftritt, wird er negativ bewertet. So schrieb Sartorius am Schluss seines Kapitels über die Schule:

> *Freilich, wer zwei Sprachen gleichmäßig gut redet, wird in der Regel keine mit Vollendung beherrschen. Wenn Graubünden einmal ganz deutsch sein wird, so wird man sich über den Verlust der romanischen Sprache in deren bisherigem Gebiete vielleicht mit dem Gedanken trösten, daß man an Sprachqualität kulturell mehr gewonnen als man an Quantität eingebüßt habe. Dieser Trost scheint mir begründet zu sein.*[421]

Wissenschaftlich untermauert wird diese abwertende Haltung gegenüber der Zweisprachigkeit an keinem Ort, doch während des 20. Jahrhunderts kehrten sich die Ansichten in ihr Gegenteil: Heutzutage besteht hierzulande weitgehender Konsens darin, dass eine gepflegte Zweisprachigkeit ungleich mehr Vor- als Nachteile in sich birgt.

Ansätze zu einer Diskussion über Sinn und Unsinn der Erhaltung des Romanischen finden sich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts; oft wird zwar auf den wissenschaftlichen, kulturellen und historischen Wert der Sprache hingewiesen,

---

[421] Sartorius (1900:96).

doch die Vorteile einer Germanisierung überwiegen in den Augen der meisten – deutschsprachigen – Kommentatoren. Der Thusner Pfarrer Lienhard Truog erörterte die Frage im Jahr 1807 in einer ausführlichen Fussnote:

> *Ich finde die romansche Sprache als fortlebende Antiquität in hohem Grade merkwürdig; damit kann aber vaterländische Freude über ihre Abnahme ganz gut bestehen.*[422]

Sodann folgt eine Aufzählung verschiedener Gründe: Man könne Fremdsprachen zwar leichter lernen, aber nicht *so rein*; das Deutsche sei in Bezug auf die öffentlichen Geschäfte Hauptsprache des Kantons und für einen Romanen nur äusserst mühsam korrekt zu erlernen. Auch sei die romanische Sprache für den Unterricht ungeeignet, da es kaum Schulbücher gebe, weshalb die Ausbildung zurückbleibe.

Nur wenige Monate später veröffentlichte Pfarrer Mattli Conrad[423] aus Andeer seine Gedanken zum gleichen Thema, jedoch ohne sich direkt auf seinen Thusner Kollegen zu beziehen:

> *Über das Wesen der Romanschen Sprache zu reden, ist hier nicht der Ort; aber die Frage: ob es nicht besser wäre, diese Sprache aus Bünden ganz zu verbannen, und die Deutsche einzuführen? gehört eher hierher. Es lässt sich manches dafür und dawider sagen. – Dafür 1) der Mangel an Religions- und wissenschaftlichen Büchern würde mit der Romanschen Sprache verschwinden. 2) Wohlfeilere Schriften für Dorfschulen würden den Unterricht erleichtern, und die Romansche Jugend wäre der schweren Mühe des Deutschlernens überhoben. 3) Der Staat ersparte die Romansche Übersetzung der Verordnungen etc. 4) Gleichheit der Sprache würde die Einwohner des Landes noch enger verbinden. – Dagegen 1) Ohne Zwang ließe sich dieß fast unmöglich thun; denn manche entlegene Gemeinden verstehen beynahe gar nichts Deutsches, und ein Vorschlag obiger Art, ja sogar die Errichtung Deutscher Schulen, würde da großen Widerspruch finden. 2) Wie würde es*

---

[422] Truog (1807:392f.).

[423] In der zitierten Quelle ist sein Name eingedeutscht: *Matthäus Conrad*. Er ist mitunter der Verfasser eines romanisch-deutschen Wörterbuchs, einer Grammatik und eines Lesebuchs auf Romanisch.

mit der Religion stehen, wenn keine Romansche Bücher mehr da wären, und die ältern Personen doch nicht Deutsch verstünden. 3) Ist die Romansche Sprache ungemein vortheilhaft, um desto geschwinder die von der Lateinischen abstammenden Sprachen Frankreichs, Italiens, Spaniens etc. zu erlernen, wie wir an der Romanschen Jugend sehen, welche in jene Länder reiset, und ihre Sprachen sehr schnell erlernt. 4) Leben wir zwischen einem Italiänischen und Deutschen Volk, wie bequem ist es nun, wenn man mit geringer Mühe die Sprachen beyder erwerben kann?
– Nach meiner Einsicht wäre es besser, die Romansche Sprache beyzubehalten, aber auch sie zu cultiviren, wozu es aber Unterstützung erforderte.[424]

Der Redaktor der Zeitschrift, die Conrads Text veröffentlichte, konnte sich eines Einspruchs nicht enthalten:

Nach dem Zeugniß erfahrner und aufmerksamer Sprachlehrer wird es dem Romansch Gebornen zwar leicht, jene Sprachen zu verstehen, und sich darin verständlich zu machen, aber äußerst schwer, sie richtig zu erlernen, weil er, eben wegen der Ähnlichkeit, seine Bastard-Sprache so leicht hinein mengt. [...] *überhaupt aber möchten die erwähnten Erleichterungen von keinem Gewicht seyn gegen die Nachtheile, die aus einer isolirten und ganz ungebildeten Sprache erwachsen.*

Aus der Wortwahl dieses Kommentars ist leicht ersichtlich, welchen Ruf das Romanische damals in Deutschbündner Gelehrtenstuben genoss. Dennoch schien die hohe Politik eine direkte Stellungnahme zu vermeiden; aufgrund der dezentralen Machtstruktur des Kantons Graubünden wäre alles andere wohl auch reichlich ungeschickt gewesen, zumal die Romanen zu jener Zeit noch die Bevölkerungsmehrheit im Kanton bildeten. Zwar lässt sich aus der Korrespondenz zwischen den Gemeinden und dem Kleinen Rat immer wieder schliessen, dass viele, vor allem deutschbündnerische Magistrate sich durchaus eine Germanisierung des ganzen Kantons wünschten. Sie hüteten sich jedoch in der Regel, diesbezüglich drastische Massnahmen zu ergreifen; der Vorstoss des Kleinen Rates von 1895 zur flächendeckenden Einführung von Deutschunterricht ab der vierten Primarschulstufe stellt eher eine Ausnahme

[424] in Der Neue Sammler (1808/4:140ff.).

dar. Warum das Deutsche dennoch derart gewichtige und rasante Fortschritte machte, brachte Sartorius auf den Punkt:

> *Die gegenwärtige Germanisierung vollzieht sich ohne jeden Zwang und stößt daher auch auf keine Gegnerschaft.* [...] *Will ein Staat eine nationale Minorität der Majorität assimilieren, so sollte er sein Hauptmerkmal darauf richten, diesen Übergang jener als vorteilhaft empfinden zu machen, und die nötigen praktischen Maßregeln dazu ergreifen.*[425]

Auf welcher ideologischen Basis der aus Deutschland stammende Sartorius die Germanisierung als förderungswürdig erachtet, erklären folgende Zeilen:

> *Es wird dem Schreiber dieser Aufsätze nicht schwer, ohne Sentimentalität diesem notwendigen Vernichtungsvorgang zuzuschauen, nicht etwa nur aus dem an sich begreiflichen Grunde, daß der Sieg des Deutschtums ihm eine Befriedigung nationalen Bedürfnisses verursachte, sondern auch weil er der Meinung ist, daß diesem tüchtigen und gesunden Alpenvolke die Segnungen der höheren deutschen Kultur zum Wohle gereichen werden.* [...] *zudem wird eine wahrhaft produktive Geisteskultur doch nur erlangt im engsten Anschmiegen an e i n e hoch entwickelte Sprache.*[426]

Inwiefern jene Instanzen in Chur, die eine Germanisierung befürworteten, solche Gedanken teilten, ist schwer zu sagen; doch schienen sich diese im 19. Jahrhundert ganz und gar auf Sartorius' Erfolgsrezept der «sanften Tour» verlassen zu haben, denn die – schlechte – Rechtsstellung des Romanischen wurde eher verbessert, als mit der Kantonsverfassung von 1880 erstmals das Romanische als Landes- und Amtssprache anerkannt wurde[427].

Was die Gemeindebehörden anbelangt, war der Begriff der Amtssprache während des gesamten 19. Jahrhunderts kaum von Belang. Es gab nirgends eine offizielle Regelung des Sprachgebrauchs; im Domleschg und am Heinzenberg war, wie bereits erwähnt, der allermeiste amtliche Schriftverkehr traditionell immer schon deutsch.

---

[425] Sartorius (1900:40).
[426] Sartorius (1900:56).
[427] Gross (2004:41).

Die Sprache der Gemeindeversammlungen blieb noch oft bis weit ins 20. Jahrhundert das Romanische, die Zugeständnisse ans Deutsche waren indes alles andere als koordiniert und reglementiert, sondern man richtete sich entweder nach der Hauptsprache des Gemeindepräsidenten oder der jeweiligen Zusammensetzung der Versammlung – wobei oft schon eine verschwindend kleine deutschsprachige Minderheit genügte, damit nur noch deutsch gesprochen wurde[428]. Was den mündlichen Verkehr mit den Behörden betrifft, so war die Sprachwahl eher eine Frage der persönlichen Gewohnheit, da sich in der Regel die Dorfbevölkerung untereinander kannte.

Auch die Kirche spielte eine gewisse Rolle bei der Germanisierung im Domleschg und am Heinzenberg, auch wenn ihr diesbezüglicher Einfluss nicht mit jenem der Schule Schritt halten konnte. Eine eindeutige Strategie zur Germanisierung ist indes hier ebenfalls nicht auszumachen, auch wenn einzelne Pfarrer durchaus das Deutsche forcierten. Sartorius beschreibt die sprachlichen Prioritäten im kirchlichen Bereich pragmatisch:

> *Nun sollte man es für selbstverständlich halten, daß der Pfarrer, um den geistlichen Bedürfnissen seiner Gemeinde zu genügen, auch deren Muttersprache handhabt. Dieser Anforderung stellen sich aber zwei Schwierigkeiten entgegen, welche abweichende und zwar zu Gunsten des Deutschtums wirkende Zustände hervorbringen. Erstens sind viele Gemeinden zweisprachig, so daß der Pfarrer romanisch und deutsch reden muß. Da nun die Leute deutscher Muttersprache nur selten romanisch, die Romanen aber fast immer ordentlich deutsch verstehen, so ist es begreiflich, daß der Pfarrer, dem doch daran liegt, daß seine Predigt möglichst viele seiner Zuhörer fesselt, dem Deutschen einen Einfluß einräumt, der dem nationalen Zahlenverhältnis in der Gemeinde vielfach nicht entspricht.*[429]

Es scheinen im Grunde also die gleichen Mechanismen zu spielen wie etwa beim Sprachwechsel an den Gemeindeversammlungen. Doch kam es wohl in erster Linie auf den jeweiligen Pfarrer an, der auch von den Gemeindebehörden[430]

---

[428] Vgl. hierzu die Gemeindebeschreibungen unter Punkt 2.3, vor allem zu Feldis.

[429] Sartorius (1900:97).

[430] Vgl. die Einführung des deutschen Gesangbuches in Feldis, siehe den entsprechenden Gemeindekommentar unter Punkt 2.3.

beziehungsweise von der Bevölkerung beeinflusst worden sein dürfte. Die seit dem 19. Jahrhundert eingestellten deutschsprachigen Pfarrer waren in der Regel gar nicht in der Lage, das Romanische zu berücksichtigen – und wenn sie es doch versuchten, mussten sie mit Ablehnung rechnen[431]. Überblickt man die Informationen zur Germanisierung der Kirche in den einzelnen Gemeinden, so lässt sich lediglich die Tendenz ableiten, dass die Pfarrer dem Deutschen später nachgaben als die Schulmeister, jedoch noch bevor das Romanische die statistische Mehrheit verlor. Nur im katholischen Tomils, wo sich etliche romanische Familien aus der Surselva niedergelassen hatten, blieb die Kirchen- und Predigtsprache ungefähr so lange romanisch wie die Bevölkerungsmehrheit, das heisst bis um 1950. Sartorius[432] erwähnte die Möglichkeit, dass die Katholische Kirche in der Surselva und im Oberhalbstein die romanische Sprache gefördert habe, um liberal-protestantische Ideen aus den deutschsprachigen Regionen fernzuhalten, doch in der Sutselva fehlen eindeutige Hinweise auf ein solches Kalkül.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass es sich hier keineswegs um einen von höherer Stelle geplanten Sprachwechsel handelt, obwohl es immer wieder Leute in der Kantonsregierung gab, die sich eine Germanisierung aller Landesteile wünschten. Schon vor dem 19. Jahrhundert besass das Romanische in der Sutselva – zumindest in schriftlicher Form – keinen offiziellen Status[432a]; deshalb konnte die Sprache diesbezüglich auch nicht mehr weiter zurückgedrängt werden. Für die Sprachverwendung der Mehrheit wurde das Deutsche ja erst zu jenem Zeitpunkt massgebend, als die breite Bevölkerung begann, Lesen und Schreiben zu lernen. Die Hauptverantwortung in den relevanten Bereichen, allen voran in der Schule, lag bei den einzelnen Gemeinden. Es lag nirgends ein politisches Konzept zur Germanisierung der Sutselva vor, aber die lokalen Behörden im Domleschg und am Heinzenberg fällten selbstständig und meist mit Zustimmung der schweigenden Mehrheit diejenigen Entscheide, die dem Romanischen in der Region viel schneller und radikaler den Garaus machten als in anderen Gegenden Romanischbündens.

---

[431] Vgl. das bei Feldis erwähnte Beispiel unter Punkt 2.3.

[432] Sartorius (1900:99).

[432a] Eine die Regel bestätigende Ausnahme sind die auf Romanisch übersetzten Satzungen der Gerichtsgemeinden Fürstenau und Ortenstein aus dem 18. Jahrhundert, veröffentlicht von Caviezel (1895).

4.9 Beschleunigende Faktoren

Vor allem im 20. Jahrhundert zeigten sich weitere Faktoren, die zwar den Niedergang des Romanischen weiter beschleunigten, aber nicht als eigentliche Ursachen der Germanisierung zu deuten sind.

Als Erstes ist hierbei an die Tatsache zu denken, dass die in einem grösstenteils germanisierten Dorf verbliebenen Romanen immer weniger Gelegenheit fanden, ihre eigene Sprache zu sprechen. Dies führte nach einiger Zeit dazu, dass viele romanische Muttersprachler spontaner Deutsch als Romanisch sprachen und dass sich ihre Sprachkompetenz weiter schwächte. Romanischsprachige Eltern, die selbst nie Romanisch schreiben oder auch nur lesen gelernt hatten, waren somit kaum in der Lage, ihren Kindern kompetente sprachliche Bezugspersonen zu sein. Anstatt sich dauernd vor den Kindern schämen zu müssen, da sie unzählige Begriffe des modernen, täglichen Bedarfs nicht auf Romanisch ausdrücken konnten, blieb den Eltern oft keine andere Wahl mehr, als die Kinder deutsch zu erziehen[433]. Nur sehr sprachbewusste Romanen, die sich aktiv um einen guten Wortschatz bemühen, indem sie etwa regelmässig romanische Zeitungen oder Bücher lesen und benötigte Ausdrücke im Wörterbuch nachschlagen, können aus diesem Teufelskreis des Sprachverlusts ausbrechen – doch viele sind es nicht mehr.

Ein anderer Faktor, der das Romanische im 20. Jahrhundert weiter in die Enge trieb, liegt in der Vorherrschaft deutschsprachiger Massenmedien, vor allem des Radios und seit den 1960er-Jahren des Fernsehens. Zwar gab es schon seit der Zeit der geistigen Landesverteidigung hie und da romanische Sendungen, doch diese waren kaum mehr als ein Tropfen auf den heissen, deutschen Stein, während die deutschen Medien die romanischen Haushalte nach Wunsch rund um die Uhr berieseln. Der Ausbau der romanischen Medienlandschaft der letzten Jahrzehnte kam nur noch einer kleinen Minderheit der Domleschger und Heinzenberger Bevölkerung zugute. Otto Paul Tscharner illustrierte mit dem Zitat eines Feldisers den symptomatischen Medienkonsum der Romanen:

> *Ich verfolge im Radio regelmässig die romanische landwirtschaftliche Sendung vom Sonntag, am Fernsehen auch ab und zu ‹Igl*

[433] Vgl. PHONOGRAMM (1978/79:Mantogna02_2, Mantogna16_2).

balcun tort›. Allerdings finde ich den ‹Derrick› viel spannender als ‹Igl balcun tort›...[434]

Auch die im 20. Jahrhundert zunehmende Mobilität, die sich vor allem in regionalen Pendlerbewegungen und Wohnsitzwechseln äusserte, brachte dem geschwächten Romanischen weiteren Terrainverlust. Für die tägliche Arbeit, für weiterführende Schulen oder für die Lehre begaben sich immer mehr Domleschger und Heinzenberger aus den romanischen Dörfern in die regionalen Zentren Thusis, Cazis, Domat/Ems und Chur, wo sie in den allermeisten Fällen nur deutsch reden konnten.

Wie bereits erörtert, wurde vor allem in romanischen Abhandlungen zwischen den 1940er und den 1960er-Jahren zudem das lange Fehlen einer eigenen Schriftsprache für die Germanisierung der Sutselva verantwortlich gemacht. Dieses Argument ist indes zu relativieren, finden sich doch in der Schweiz und auf der ganzen Welt unzählige Regionen, wo an der Schule eine deutlich vom Lokaldialekt abweichende Hochsprache gelehrt wird, ohne dass es bei den Kindern zu einer unmittelbaren Gefährdung der Muttersprache kommt. Die Unzulänglichkeit der surselvischen Schriftsprache für den Schulunterricht in der Sutselva begann sich erst zu dem Zeitpunkt zu offenbaren, als sich das Deutsche bereits den Platz als alleinige Schriftsprache erobert hatte. Aufgrund der geringen Sympathie, die das Romanische auch noch zwischen 1930 und 1960 genoss, als vielerorts wieder Romanischunterricht eingeführt worden war, bestand keine Bereitschaft mehr, die Anstrengung des Lernens einer fremden Schriftsprache in Kauf zu nehmen. Die Schreibweise der Surselva war den Romanen der Sutselva während der langen Jahrzehnte romanischer Schriftlosigkeit fremd geworden, und wenn überhaupt ein Romanisch gepflegt werden sollte, dann wenigstens dasjenige, das man selbst spricht. Mit dem Deutschen verfügte man ja bereits über eine äusserst nützliche Schriftsprache; dem Surselvischen hingegen wurde nicht der geringste Nutzen zugestanden. Doch auch den Kindern hätte ein sutselvischer Schulunterricht – wenn er überhaupt jemals in ausreichendem Umfang erteilt worden wäre – sicherlich grösseren Nutzen gebracht als ein surselvischer. Die Lehrer hätten bei ihrer schwierigen Aufgabe wenigstens auf der noch vorhandenen romanischen Basis aufbauen können, anstatt sich zusätzlich mit der Erklärung unzähliger Unterschiede in Wortschatz, Grammatik und Aussprache abmühen zu müssen.

---

[434] Tscharner (1983:61).

Ähnliche Argumente finden übrigens auch heute noch ihre Berechtigung, wenn es darum geht, in sprachlich gefährdeten Gebieten, wie dem Oberengadin, das Lokalidiom als Schulsprache zu verteidigen – gegen das erklärte Ziel von Kantonsparlament und Regierung, die Einheitssprache Rumantsch Grischun in allen romanischen Primarschulen als Alphabetisierungssprache einzuführen.

5. RÜCKBLICK UND AUSBLICK

5.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Dem Sprachwechsel im Domleschg und am Heinzenberg liegen hauptsächlich drei Faktoren zu Grunde:

- Der Wechsel der Wirtschaftsstrukturen in einer Sprachkontaktzone: Durch das Verschwinden der Subsistenzwirtschaft und durch die gesteigerte Mobilität gewann das Deutsche im 19. Jahrhundert rasch an Einfluss, zumal es bereits seit Jahrhunderten von vielen als Zweitsprache gesprochen wurde.

- Der Zeitpunkt der Einführung von Dorfschulen und allgemeiner Schulpflicht: Die Primarschulen wurden zu einem Zeitpunkt eingeführt, als sich die wachsende Bedeutung und der wirtschaftliche Nutzen des Deutschen in den meisten Dörfern bereits deutlich bemerkbar machten. Bei der neuen Schulpflicht war deshalb das Deutschlernen bereits ein Hauptziel an den Domleschger und Heinzenberger Dorfschulen. Die wenigen im 20. Jahrhundert wieder eingeführten Romanischlektionen genügten bei weitem nicht, die an sich bemerkenswerten Erfolge der Kleinkinderschulen bis ins Erwachsenenalter aufrechtzuerhalten.

- Das Sprachprestige: Aus verschiedenen Gründen genoss die deutsche Sprache bereits seit Jahrhunderten beträchtliches Ansehen: Der Adel sowie der höhere Klerus sprachen seit Jahrhunderten Deutsch, Deutsch herrschte in den wohlhabenderen regionalen Zentren wie Thusis und Chur vor, Deutsch war traditionell auch die Sprache der amtlichen Schriftstücke; darüber hinaus verfügten die sutselvischen Dialekte über keine eigene Schriftsprache. Durch den tiefgreifenden Wandel der Wirtschaftsstrukturen seit dem 19. Jahrhundert gewann das Deutsche rasch an Bedeutung und wurde in